

VIII.

Wanderjahre: Regensburg 1816. Heidelberg 1817.
Frankfurt 1818. Stuttgart; Löbichau 1819.
München 1820.

Während die großen Zeitereignisse die Phantasie und das Gemüth Jean Pauls fortdauernd in Spannung hielten und eine Folge von größern und kleinern Aufsätzen und Dichtungen veranlaßten, die zuerst in Zeitschriften und Almanachen zerstreut erschienen, dann in der Herbstlumine gesammelt wurden, und in denen überall heiße Vaterlandliebe, Freimuth gegen die deutschen Fürsten und ihr schwankendes Benehmen gegen die Völker und eine unbefieglliche Zuversicht auf die Zukunft Quell und Grundlage der erhebendsten, kräftigendsten Gedanken und Darstellungen blieben, erging sich seine Dichterlust bereits in der Schöpfung seines neuen komischen Romans, der nachmals unter dem Namen des Kometen bei Reimer in Berlin erschien. Die heitre Stimmung, in welcher er — ob schon unter der Last viel größrer und ausgedehnterer Studien als früher — daran arbeitete, spricht sich in ein Paar Zeilen trefflich aus, die in einem Briefe an Thieriot (Juli 1813) stehen:

„Sezo Koch' ich und brat' ich an einem großen komischen Werke. In diesem aber — hab' ich mir geschworen — will ich nicht wie bisher, da ich in allen meinen komischen Werken, gleich einem Kinde, das in Kugelgestalt geboren und dann gerade in Wickelfissen gekreuzigt wird, immer den strengsten Kunstregeln nachgab und leider! nur zu regelrecht war, es

wieder thun; sondern ich will mich gehen lassen, wie's geht, — hinauf, hinab — flug- und sprungweise — wahrhaft kühn. Freund, ich will im Alter meine Jugend nachholen und postzipieren!“ Welches Glück für das klassische Feingefühl von Schloffer, Gervinus und ihren Verwandten, daß das Schicksal zu diesem wahrhaft entseßlichen Entschluß, der frühern so sehr übertriebenen Kunst=Regel=Rechttheit zu entsagen, mit zwei Parzenschnitten ein sehr herbes Nein sprach; wovon später.

In Jean Pauls persönliche Verhältnisse griff die Beendigung des Kriegs mit Frankreich auf sehr eigenthümliche und unerwartete Weise ein. Der Sieg, der dem ganzen Deutschland die Freiheit und mit ihr die Fülle der Wohlfahrt bringen sollte, der Sieg, für welchen er seit Jahren mit den heiligsten Waffen und unter Hingabe fast aller seiner Kräfte gestritten und gewirkt, sollte ihn um das kleine irdische Glück, das ihm bis dahin zu Theil geworden, bringen. Der Fürst Primas, der einzige deutsche Fürst, der an eine Belohnung für den Dichter der Seelengröße, Reinheit und Wahrheit gedacht, war in den Sturz Napoleons verwickelt und Jean Paul verlor die ihm aus seiner Privatkasse ausgesetzte Pension. Und keiner der von der Fremdherrschaft erretteten deutschen Fürsten, keine der entfesselten deutschen Städte, keines der neuaufblühenden deutschen Länder sah die Ehrenschild des Vaterlandes an und hob sie auf. Vergeblich ließen sie den Dichter an Potentaten und Staatsmänner sich wenden mit seiner bescheidenen Bitte, bis endlich nach zwei Jahren der bayrische Minister Montgelas, ein geborner Franzos, seinem König Maximilian I. den Ruhm verschaffte, das Versäumte würdig und vollständig nachgeholt zu haben. Durch ein Schreiben des genannten Ministers vom 17. Dezbr. 1815 erfuhr Jean Paul, daß die

königl. bayr. Regierung die ihm bisher von dem Fürsten Primas, als Großherzog von Frankfurt, gegebene Pension übernommen und auf die Hauptkasse in Aschaffenburg überwiesen habe. — Das brachte ein frohes Weihnachten, das Jean Paul in kindlicher Freude feierte und mit offenen Händen gegen den treuesten Freund seiner (geld=) armen Jugend, gegen Otto.

Die wohlthätigen Folgen, welche Jean Paul von den kleinen Ausflügen nach Erlangen und Nürnberg für Geist und Körper verspürt hatte, bestimmten ihn, von nun an solche kleine vorübergehende Ortswechsel für seine Thätigkeit jährlich zu wiederholen. In der Regel wählte er dafür die Frühlingsmonate; ungern und nur besondrer Ursachen willen den Sommer. Im August 1816 ging er nach Regensburg, und zwar wählte er als Reiseziel diese Stadt, weil sich sein bisheriger von ihm innig verehrter Wohlthäter Fürst Primas Carl v. Dalberg nach seiner Mediatisierung dahin zurückgezogen hatte. Er hatte seine persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht; aber gleich nach dem ersten Sehen war das Verhältniß zwischen beiden einem lang vertrauten gleich. „Ihr Geist erhebt den meinigen,“ schrieb Dalberg an Jean Paul am Morgen nach dem ersten Sehen, „Ihre reine Liebe der Tugend erwärmt mein Herz; Ihr standhaftes Bestreben, das Reich christlich sittlicher Tugend zu befördern, befestiget meinen Entschluß. Angelegentlichst ersuche ich Sie, mir täglich von heut an die Stunde von 6 Uhr Abends bis 7 Uhr zu schenken. — Voraus freu' ich mich auf diesen Abend.“ Und Jean Paul erwiderte: „Gott belohne Sie für die Abendstunden, womit Sie mich, wie mit einer Abendaurora, erquicken wollen. . . . Ich verehere Sie nicht nur, sondern — was für Fürsten feltner ist — ich liebe Sie mit innigem, warmen, treuem

Herzen.“ Und an Otto und Emanuel schrieb Jean Paul (21. Aug. 1816): „Am ersten Tage (von 11 — 12 und beim Mittagessen) war unsre Bekanntschaft so entschieden, daß ich seit Herders Tode das erste Gastmahl dieser Art genossen. Nie hatte ich in so kurzer Zeit einen Fürsten nur $\frac{1}{8}$ so lieb gewonnen. — Abends sitzen wir beide oft bis ins Dunkle bei einer nur halb austropfenden Weinflasche und die Gespräche sind über Religion, Philosophie und alles Wissenschaftliche.“ Und an seine Gattin schrieb Jean Paul (31. Aug.) „Immer heftiger liebt mich mein Primas; einen Tag Abwesenheit spüren unsere Herzen. Er umarmt mich so warm wie Herder. Deine und der Kinder Gesundheit trinken wir jeden Abend. . . . Ein solches Herz voll lauter, lauter Liebe, ohne alle Nebenblicke, hat nur mein Primas. Du sankst ihm weinend an die Brust. —“

Außerdem hatte Regensburg nur wenig Anregendes für Jean Paul. Doch fand er, was die Stadt an Gesellschaft hatte, vereinigt bei der Fürstin Thurn und Taxis, beim Grafen Görz und dem ehrwürdigen Grafen Westerhold, dem Freunde Lavaters, dessen äußerst gemüthliches Familienleben einen ganz besonders angenehmen Eindruck auf Jean Paul machte. Endlich lebte damals auch L. v. Dertel in Regensburg, derselbe welcher vor Jahren in Weimar sich in hohem Grade gastlich und freundschaftlich gegen Richter erwies.

Am 7. September kehrte Jean Paul mit dem Gefühl vollkommener Befriedigung zu den Seinen nach Baireuth zurück. In Regensburg hatte er vornehmlich an den „Politischen Fastenpredigten“ geschrieben, die er im November beendigte. Außer vielen kleinen Arbeiten für das Morgenblatt,

Damenkalender zc., der Fortsetzung des „Kometen,“ beschäftigte ihn sodann eine neue Ausgabe der „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke,“ die in mancher Beziehung wenigstens stellenweis eine Umarbeitung wurde.

Nächstvem entstand in dieser Zeit ein kleines Werkchen, für welches er unendlich viel Zeit und Kräfte aufbot, das auch — den launigen Vortrag betreffend — ausnehmend reizend und lustig ist, von Seite des Inhalts aber, also ernsthaft genommen, die Zustimmung der Sachverständigen nicht gewinnen und nur zu Verwirrungen führen konnte: das war die Schrift „Ueber die deutschen Doppelwörter,“ bei denen ihm die Willkühr der Sprache, bald mit, bald ohne die Verbindung zweier oder mehrer Wörter zu einem zu bewerkstelligen, antrieb, Regeln nicht sowohl zu finden, als festzustellen für diese Verbindung und damit eine neue Rechtschreibung anzuordnen. Es geht als ein eigenthümlicher Zug durch Jean Pauls schriftstellerische Thätigkeit, das Bestreben, dem allgemeinen Gebrauch in der Rechtschreibung mit eignen Ansichten und Ueberzeugungen entgegenzutreten. So hatte er zur Zeit der „grönländischen Prozesse“ einen entschiedenen Widerwillen gegen das nach seiner Meinung überflüssige h hinter einem Vocal und hinter dem t, und schrieb darum „lam, rot“ zc., eben so gegen das ch im Diminutiv, und gegen Doppelconsonanten, so daß er „Sergen“ (ja selbst „hergen“) schrieb für „Herrchen“ u. s. w.

Später hatte er nicht nur das Fehlerhafte dieser, sondern sogar das Mißliche aller solcher Neuerungen für einen Dichter eingesehen und sich der allgemeinen Rechtschreibung unterworfen. Ja als der bekannte Purist Wolke sich an ihn gewandt und von ihm die Annahme und Verbreitung seiner neuen ra-

tionalen Rechtschreibung hoffte, schrieb ihm Jean Paul (2. Aug. 1811): „Es ist ein Unterschied zwischen einem Sprach- und einem Sachforscher. Nicht einmal die Untersuchung über die Gründe des Wechsels der beiden deutschen Sprachfügungen — (bald zu sagen: Pfauenschwanz, Löwenhaupt; dann wieder Thautropfe, Gaugraf; bald: Liebesdienst, Entenjagd; dann: Beerwanze, Saujagd; dann bald: Geschäftsträger, dann Werkmeister u.) könnt' ich durchführen, weil durchaus Gründe zu dieser anscheinenden Grundlosigkeit durch die Ueberzählung aller Fälle aufzufinden sein müssen. — Nichts auf der Erde ist regelbeständig. Und warum soll denn immer die erste, also die fortgeleitete Form die bessere bleiben? Danken wir alte Landesformen, Philosophien, Fürsten und tausend Dinge ab, so mögen alte Sprach-Gleichmäßigkeiten auch davon kommen. Doch nicht der Dichter scheint mir am leichtesten Ihre so wichtige Sprachumwälzung einführen zu können; denn er hängt von der Gewalt des ästhetischen Augenblicks ab und ein Wort wie „prachtig“ könnte ein ganzes Bild zerstören.“

Und dennoch gab er sich nicht nur den Untersuchungen auf dem ihm im Grunde genommen etwas fern liegenden Gebiet der Grammatik mit allem Eifer hin, sondern führte auch die Ergebnisse derselben, ungeachtet der Widersprüche eines Grimm und anderer Sprachforscher, in seine neuen Schriften und die neuen Ausgaben der älteren ein. *)

Der Sommer von 1817 brachte Jean Pauln wieder ein-

*) Den hieraus fließenden unvermeidlichen Uebelstand hat man bei der II. Ausgabe Sammtl. Werke wenigstens theilweis zu vermeiden gesucht, indem man alle von J. Paul nicht selbst corrigierten Schriften (wie Titan u.) in der alten Schreibart ließ.

mal Freuden und Entzückungen, wie er sie in gleichem Maße — seit seinem Aufenthalt in Berlin — nicht erlebt hatte. Im Julius d. J. hatte er sich auf einige Wochen nach Heidelberg begeben und Schönheit der Gegend und Liebe und Güte ihrer Bewohner vereinigten sich zu seiner höchsten Beglückung. Vor allen waren es die Männer und die Sünge linge der Hochschule, die ihm mit vollem Herzen und mit den sprechenden Zeichen der Bewunderung und Begeisterung nahten. Die Studenten brachten Lieder, Lebehoch und Fackelschein; die Professoren unter Vortritt Hegels und Kreuzers das pergamentene Diplom, in welchem sie den Namen, die Privilegien und Rechte eines Doctors der Philosophie und der freien Künste auf ihn übertrugen, als auf „poetam immortalem, lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum, principem ingenii, doctrinae, sapientiae, Germanorum libertatis assertorem acerrimum, debellatorem fortissimum mediocritatis, superbiae, Virum qualem non candidiorem terra tulit, ut dotibus eius omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus tribueremus amorem, pietatem, reverentiam.“ Vornehmlich waren es Voss, Paulus, Hegel, Schwarz, Thibaut, Kreuzer, die in der Ehre auszeichnung des willkommenen Gastes wetteiferten; von Schwarz mußte er sogar die Wohnung annehmen. Gleicherweise ließen sich's die Frauen und Jungfrauen Heidelbergs angelegen sein, dem Herzenskündiger ihres Geschlechts gebührende Huldigungen darzubringen, und namentlich ward eine Lustfahrt auf dem Neckar durch sie zur Himmelfahrt. „Ich habe hier Stunden erlebt, schrieb Jean Paul an seine Frau, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden, besonders die Wasserfahrt, das Studenten=Vivat und die Gesänge aus der alt=

italienischen Musik (bei Thibaut); aber ich danke auch dem Allgütigen, soviel ich kann, durch Milde, Stille, Bescheidenheit, Liebe und Rechtsein gegen Jedermann.“ Und an Emanuel schrieb er von der Wasserfahrt: „Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange, halbbedeckte Schiff mit achtzig Personen — bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel — begleitet von einem Beischißchen voll Musiker, vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen, von dem einen Ende des Schiffs zum andern tragenden Tafel. Studenten, Professoren, schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck &c., alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut wurden ans andere Ende der Tafel hinunter gefordert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Bivats. In unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach; Abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Lieblied: „Namen nennen dich nicht“ sang. — Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen und seltsam schiffen die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Nührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußt' ich mein Uebermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen

Leute Spiele, die Wittwe zc. auf einer Wiese, woraus ich für eine Goulon aus Weimar einen langen Scherz spann — darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zog denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständniß und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach Hause.“

Von Heidelberg aus machte Jean Paul in Gesellschaft der Familie Paullus einen Ausflug nach Mannheim, wo er besonders bei Sternberg und General Vincenti freundlich aufgenommen ward; von da nach Mainz, das ihm durch das Zusammenleben mit dem Präsidenten Jacobi (einem Sohne des Philosophen), so wie mit einem wenig bekannten, aber sehr achtungswerthen edlen Manne, Hofrath Jung, und dem General Krausenek besonders werth geworden; und nach Wiesbaden. Ende August kehrte er nach Baireuth zurück. Zu den bleibendsten Eindrücken dieser Reise gehörte außer dem Anblick des majestätischen Rheinstroms das Entzücken über Spontini's Bestalin, welche Oper man ihm zu Ehren in Mannheim aufgeführt hatte. Von Menschen aber, wie werth ihm auch so Viele durch Gelehrsamkeit und Charakter waren, wie bereitwillig er so Vieler Güte und Wohlwollen sich hingegeben, gewann er Keinen so lieb, als Heinrich Voß, mit dem von da an ein enges Freundschaftsverhältniß begann, in das sogar das vertrauliche „Du“ sogleich eingeführt ward, worauf Jean Paul selbst in Rücksicht auf seine so „alten Jahre“ den Nachdruck der Bewunderung legte. Ja so groß war das Vertrauen in diesen neuen Freund, daß er ihn unterm 31. Juli 1818 förmlich zum „unbeschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines ganzen literarischen Schreibnachlasses“ ernannte; eine Anordnung, deren Aus-

führung durch Bossens unerwarteten Tod unmöglich gemacht wurde.

Durch alle frohen Erlebnisse aber der Reise zieht sich ein Gedanke mit immer erneuter Stärke: Bescheidenheit, Dank und Stärkung in der Liebe gegen Alle und besonders gegen die Seinen. „Es ist schön, geliebt zu werden, schreibt er an seine Frau, und man lernt Liebe verdienen, wenn man sie geschenkt bekommt.“ Und ein andermal: „Es ist unbegreiflich, wie man über sich selber, den man doch mitnimmt, erst die rechte Uebersicht gewinnt und die eignen Fehler einsteht, wenn man bloß in andre Verhältnisse und Gegenden kommt. Inzwischen geht's mir so und ich werde daher in einer neuen sehr verbesserten Auflage zu Dir, Du Gute, zurückkommen.“ — Aber weiter noch läßt er den Blick von fremder Freundschaft in die Zukunft tragen, wenn er schreibt: „Meine Kinder werden einmal nach meinem Tode durch meinen Namen, zumal bei ihrem Werthe, eine hülfreichere Hand finden, als ihr Vater; auch wird dieser Name sie, wie ein zweites Gewissen, begleiten, bewachen und reiner bewahren.“

Endlich müssen wir als ein Denkmal dieser Heidelberger Reise jene jugendfrische, warme Dichtung: „Das Immergrün unsrer Gefühle“ betrachten, einen Aufsatz, den er zum Theil auf dem Königstuhl bei Heidelberg, zum Theil unmittelbar nach der Rückkehr nach Baireuth unter dem Eindruck der Erinnerung an die glücklichen Erlebnisse niedergeschrieben.

Unter diesem Eindruck nährte er auch den Gedanken an eine Wiederholung der Reise; nur wollte er ihr durch eine Seitenbewegung nach Frankfurt wenigstens den Schein der Neuheit retten, weil er wohl wußte (was er überdieß trotz der Vorsicht nachgehends zu seinem Schaden erlebte), daß ein ge-

nossenes Glück sich nicht da Capo spielen läßt. Dazu hatte in stärkerm Grade als bisher eine gewisse Unruhe seiner Seele sich bemächtigt, die — wie sie ihm von der Schwelle seines Hauses und aus dem Kreis der Baireuther gewohnten Verhältnisse das Glück in goldner Ferne gezeigt — ihn sodann dort mit nichtzubeschwichtigender Sehnsucht nach den verlassenen Lieben so erfüllte, daß ihn wenigstens Zeitenweis die Gegenwart mit allen Gaben und Reizen nicht fesseln oder befriedigen konnte.

In Frankfurt ward er aufs allerlieblichste und zuvorkommendste von dem Buchhändler Wenner in seinem Hause als Gast aufgenommen und von den Männern des Bundestages bei perlenden Bechern und von Frauen und Sängern auf Wasserlustfahrten so geehrt oder verehrt, daß es dem guten Mann des Lobens und Liebens fast zuviel wurde. Aber einen ungetrübten Vollgenuß der Freude dankte er dem Wiedersehen und der fast täglich wiederkehrenden Gesellschaft des von Coburg her befreundeten Ministers v. Wangenheim, welcher damals als Bundestags-Gesandter in Frankfurt lebte.

Von Frankfurt ging Jean Paul nach Heidelberg, fand zwar dort noch die guten Menschen als die alten, aber nicht zum zweiten Male die alte Lust. Unter vielen Gründen, die den Aufenthalt in Heidelberg für ihn diesmal weniger angenehm machten, wirkte unstreitig auch die Anwesenheit A. W. Schlegels mit, eines Mannes, der sich in aller Weise als sein literarischer Gegner erwies, dessen Richtung als Dichter Jean Paul selbst auf das entschiedenste bekämpft hatte, und mit dem er nun die Ehre auszeichnungen von der Universität und die Freundschaftbezeugungen in einem ihm überaus werthen Familienkreise gemeinschaftlich hinnehmen mußte.

Zwar wußte er, wie überall, auch hier eine heitere Seite zu gewinnen und fand es beim Fackelzug der Studenten, „dem Beräuchern der Dioskuren,“ sehr lustig, daß er „zwischen zwei Feuern stand, zwischen den Pechfackeln und seinem Bivatkollegen;“ er meinte, so „ein Bivatgebrüder“ sei etwas ungemein Klares und Deutschland habe solche „Ehrenzwillinge“ nicht zum zweiten Male. Inzwischen wollte doch Alles nicht recht verfangen und er blieb in der mittleren Temperatur. Den Studenten aber sagte er: „In unsern Tagen hat ein Bivat höhern Werth; denn die Jünglinge, die es bringen, haben höhern Werth, als die der vorigen Zeit. Ich wünsche, daß Jeder von Ihnen auch von der Nachwelt sein Bivat wieder bekommt. Wenn Sie alle so gut bleiben, als Sie jezo in dieser Minute sind, so braucht das Vaterland keine bessern Jünglinge.“

Eines der wichtigsten Erlebnisse dieser Reise für Jean Paul war der Besuch in der magnetischen Heilanstalt von Schelver. Seine eignen Studien über die Wunder des organischen Magnetismus hatte Jean Paul seit dem Aufsatz im Museum (S. W. II. Ausg. Bd. 27) nicht nur fortgesetzt, sondern mit eignen Erfahrungen mehrfach bereichert. Er hatte an sich selbst die Stärke der magnetischen Kraft wahrgenommen, und nach einigen frühern mehr scherzhaften Versuchen, während dieser Reise in Aeschaffenburg dieselbe in einem ernstern Falle erprobt. Finanzdirector v. Hornberg, zu welchem persönliche Angelegenheiten ihn geführt, hatte eine Tochter, die, an der Schwindsucht leidend, vom Arzt bereits für rettungslos erklärt worden war. Jean Paul brachte sie durch magnetisches Bestreichen in einen ruhigen festen Schlaf und legte damit den Grund zu einem neuen Heilverfahren, das den schon

hereinbrechenden Tod abwehrte. In Baireuth stellte er ein ganz nervenschwaches, von ewigen Kopfschmerzen gefoltertes Mädchen von 20 Jahren in zwei Monaten durch dieselbe Behandlung her, und gab dem bereits 77 Jahre alten Kirchenrath Kapp daselbst, der sechs Wochen auf dem Krankenbette und zweimal nah am Grabesrande gelegen, durch tägliches einmaliges Magnetisieren Gesundheit und Kräfte wieder, obschon dieser sogar gegen das Verfahren mit aller Kraft des Nichtglaubens und Nichtwollens protestierte. Kein Wunder, daß ihn die von Schelver ins Große getriebene Unternehmung aufs höchste interessierte, so daß er in dem magnetischen Cursaal meinte, „vor dem Abgrunde der Geisterwelt,“ ja „im Tempel des Weltgeistes“ zu stehen. Aber in den ihm am meisten befreundeten Kreisen in Heidelberg war er von lauter Zweiflern und Spöttern umgeben.

Nach Baireuth zurückgekehrt vollendete Jean Paul zunächst die neue Ausgabe des Siebenkäs; begann eine neue des Hesperus; schrieb das Werkchen über die Doppelwörter und verschiedene Aufsätze politischen Inhalts für das Morgenblatt, in denen er der widrigen Reaction, die nachher Deutschland in das Elend geführt, aus welchem die Anstrengung seiner edelsten Kräfte nach dreißig Jahren es herauszuheben nicht vermochten, mit dem ganzen Feuer seiner freien Seele und seiner Vaterlandsliebe — freilich vergeblich wie Alle — entgegentrat. Dazu begann er am 14. Julius die eigne Lebensbeschreibung. Von vielen Seiten aufgefordert und dringend gebeten, war er, obwohl ungern, an das Werk gegangen. „Gegenwärtig schreib' ich mein Leben, schrieb er an Bop im Julius 1818; ob ich gleich jedes andere lieber und feuriger schriebe, so mußst' ich doch daran, da meine in-

nerer Biographie Niemand kennt, als Gott und ich und der Teufel; indeß wird die Form dieser Lebensbeschreibung anders, als die aller bisherigen.“

Schon im November d. J. aber schrieb er an Boß: „die Biographie erfreuet mich wenig, weil ich darin nichts zu dichten habe und ich von jeher, sogar in Romanen, ungern bloße Geschichte — ohne die beiden Ufer des Scherzes und der Empfindung — fließen ließ, und weil ich nach Niemand weniger frage, als nach mir. Ich wollte, ich könnte Dir mein Leben erzählen und Du gäbst es stylisirt heraus; aber ich werde schon noch das rechte Fahrzeug für dasselbe finden oder zimmern.“

In dieser Beziehung machte er allerhand Versuche, sein Leben als Einschlag durch seinen neuesten Roman zu ziehen, oder es in irgend eine Verbindung mit der Herausgabe seines seit seiner Jugend aufgespeicherten Vorraths an Gedanken, Dichtungen und literarischen Arbeiten aller Art zu bringen, wobei freilich immer dem „Leben“ selbst die kleinste und unbedeutendste Stelle angewiesen wurde. Und gerade um dieses war es nun seinen Freunden zu thun. „Sie stehen, schrieb ihm der alte Truchseß, an Ihrem wichtigsten Werke; vollenden Sie dieß, wenn auch anderes beiseit gesetzt werden müßte. Humoristik hätten wir mehr erhalten, denn je; aber hier, lieber hochverehrter Richter, hier ist es doch wahrlich nicht um Humoristik zu thun, sondern um eine schlichte, fast für Jedermann faßliche Darstellung. Wie ward Richter Richter, und welcher gute Genius hielt Richtern ab, daß er sich nicht überjeanpaulisirte?“

Dieser und so vieler anderer Ansprachen und Zureden ungeachtet konnte sich Jean Paul doch nicht entschließen, bei die-

sem gewiß überaus segenvollen Werke zu bleiben, und legte es, als unverträglich mit dem Genius seiner Dichtkunst, der immer nur frei schaffen und frei sich bewegen, nicht aber Geschehenes und Erlebtes darstellen mochte, am 22. Jan. 1819 bei Seite und nahm mit erneuter Lust den „Kometen“ wieder auf.

Im März 1819 hatte er die Freude, daß ihn sein über alles theurer Heinrich Voß in Baireuth besuchte, aber auch nicht nur den Schmerz, ihn bei sehr schwankender Gesundheit zu finden, sondern auch den unendlich größern, den Verlust seines Friedrich Heinrich Jacobi beweinen zu müssen, der am 10. März d. J. in München gestorben war.

Der Sommer 1819 brachte zwei Reisen statt einer. Im Junius ging Jean Paul nach Stuttgart. Bestimmte Beweggründe lagen nicht vor; auch ließ sich die Reise sowohl, als der Anfang des Aufenthaltes etwas ungemüthlich an. Als er indeß ein behagliches Wohn- und Arbeitszimmer gefunden und einige Male mit seinem Schreibzeug auf der reizend gelegnen Silberburg eingekehrt war, senkten sich die Nebel, und Stuttgart wurde ihm „je länger je lieber.“ Dazu kamen viele angenehme und interessante neue Bekanntschaften (Haug, Matthison, Dannecker &c.), und die zufällige Anwesenheit älterer Freunde, wie der Familie Paullus aus Heidelberg, Boisseree u. s. w. Nächst dem Grafen v. Beroldingen, bei welchem er vornehmlich das Gesandtenpersonal kennen lernte (den preuß. Gesandten v. Köster, den östreich. v. Trautmannsdorf, den bayrischen v. Tantzphöus, den französischen Montalambert &c.), und der Familie Reinbeck mit dem „Vater Hartmann,“ wo er war wie zu Hause und sogar das Testament der Leute als Zeuge

unterschreiben mußte, waren es vornehmlich der Herzog Wilhelm von Württemberg und seine geistvolle Gemahlin, welche ihm den Aufenthalt in Stuttgart durch Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit aller Art verschönerten. Wie sehr die Letztern auf das eigenthümliche Wesen Jean Pauls eingingen, erhellt nicht nur aus der völligen, fast bürgerlichen Freiheit, die sie für das Beisammensein gestatteten; aus der Leichtigkeit, mit welcher sie (vornehmlich die Fürstin) ihm von Scherz zu Ernst, von Satire zu Rührung selbstthätig folgten; sondern auch aus Verehrungs=Späßen, die sie — mit dem Budel des Dichters vornahmen. Waren ihm, dem treuen Ponto, vor dem Jahr in Heidelberg und Mannheim von zarten Händen für Ringe und Busennadeln Locken abgeschnitten worden, so hielt die herzogl. Wilhelmsche Familie für ihn (da Jean Paul ihn überall mit sich nahm) einen wirklichen, wohlgezimmerterten und schön verzierten Tempel bereit, den freilich der närrische Budel zu allgemeinem Ergözen anfangs als eine Straßenecke ansah und behandelte.

Nach Baireuth zurückgekehrt fand Jean Paul einen Brief der Gräfin Chassépot, Hofdame der Herzogin von Curland, vor, mit einer überaus freundlichen Einladung nach Löbichau bei Altenburg, dem Landsitz der Herzogin. Jean Paul glaubte in Rücksicht auf seine Berufsthätigkeit die Einladung ablehnen zu müssen, ward aber dafür mit einem solchen Wetter liebender Vorwürfe überschüttet, und mit so unwiderstehlichem Dringen gefordert, daß er sich zur Nachgiebigkeit entschloß. Er hat es nie bereut; denn diese Reise glänzt wie ein Freudenstein, eine italienische Insel in seinem Leben. Die Herzogin Dorothea von Curland mit ihrer Schwester, der Frau Elisa von der Necke und ihren Töchtern, der

Fürstin Pauline von Hohenzollern, der Herzogin Johanna von Acerenza und der Herzogin Wilhelmine von Sagan, machten in Löbichau und dem nahen Tannefeld einen Hof, wie ihn sonst nur die Phantasie romantischer Dichter ersinnen mochte. Die Geschäfte leiteten Geist und Gemüth, den Haushalt edelste Gastlichkeit; Freiheit war Allen gegeben oder gelassen; aber durch die Hand der Frauen ward sie von der Sitte gezügelt, von der Anmuth bekränzt. Eine Zahl ausgezeichneten Männer (Marheineke, Feuerbach, Schuderoff, Thümmel, Tiedge u.), dazu ein Kreis liebenswürdiger und schöner Frauen und Mädchen, die ein Glück darin fanden, jene „zu hätscheln und recht lieb zu haben,“ brachten Jean Paul nach seinen eignen Worten „in einen Zustand der Liebe des Liebens ohne Gegenstand vor lauter Gegenständen.“

„Man lebt sich hier, schreibt er am 2. Sept. 1819 seiner Frau, so ins Schloß hinein, daß noch kein Beispiel vorhanden, daß Einer nach zwei Tagen fortgegangen wäre. Marheineke kam auf einen Tag hierher und sitzt seit vier Wochen noch da. — Für die kleinste Bequemlichkeit, an die man gar nicht denkt, ist gesorgt. Alle Treppen sind mit englischen Fußteppichen belegt und die Säle und Zimmer der Herzogin so weich wattiert, daß ich darauf schlafen könnte. — Ich kenne keine größere Freiheit, als hier unter diesem italienischen Dache wohnt. Während des fürstlichen Singens im ersten Saale hatten andere junge Leute ihre lauten Spiele in einem dritten. An keiner Fürstentafel ist solche Freiheit. Auch sind alle nöthigen Sekten da, Magnetisten und Gegenmagnetisten, Ultras, Konstitutionelle, Feindinnen, Freundinnen der neuesten Zeit, Gegen-Juden und ein Paar Juden, worunter ich gehöre.

Die Herzogin mag ich gar nicht anfangen zu loben; so

köstlich ist ihr Herz mit seiner Ruhe, Unbefangenheit, Liebe und Milde, Gefallsuchtlosigkeit und seinem Gottesfinne. Auch ist sie mit oder nach der Chassepot, trotz der Jahre, die schönste unter Allen hier. Gestern Abend um 9 Uhr besucht' ich kurz nach der Mittagtafel zum ersten Male die Reck, die auf ihrem Kanapee lag, von ihren lieblichen Pflügetöchtern umspielt. Jetzt lieb' ich sie auch herzlich als den letzten Schlußbogen am schönsten weiblichen Liebe- und Familienzirkel. — Ich sitze stets neben der Herzogin und einer Tochter. Da letztere gestern fehlte, und ich ihr mit dem linken tauben Ohre zur Rechten saß, und Feuerbach mit seinem rechten tauben ihr zur Linken, so macht' ich mir die Freude, daß wir beide die Plätze und Ohren wechselten unter dem Essen.

Die Zeit verrieselt hier völlig unmerkbar und in ihrem Stundenglase muß sie den feinsten, durchsichtigsten Sand haben, weil man ihn nicht laufen sieht und hört. Man ist ganz frei, wie zu Hause, und drückt Niemanden als Gast. — Nie bekam mir ein Saal- und Gastleben besser; jedoch bin ich in allen Genüssen ein Mäßigkeitsmuster. So scheid' ich oft mitten in der Lust, z. B. gestern Abend 1½ Stunde früher ab. Auf jedes Früh- und Nachtstück freu' ich mich, weil jedes anders ist und keine Nacht-Unterhaltung der andern ähnlich.

Den 6. Sept. Die Liebe Aller gegen mich dauert fort. Gestern war ich in Tannefeld bei den drei Schwestern. Welch' ein Sonntag! Um 3¼ Uhr wurde (ohne Frühstück) einmal für den ganzen Tag gespeist. Keine Concerte haben mir noch solche volle Entzückungen gegeben, als die köstlichen Bruststimmen der beiden Fürstinnen und noch einiger Mädchen; sogar ein lustiges Studentenlied wurde vom Chore gesungen. Der alte Feuerbach sang als ein Schneider mit trefflicher Decla-

mation seine Geschichte und Liebe seiner Schneidersgeliebten vor der Frau v. d. Reck. Mit dieser muß ich oft eine Stunde Nachmittags spazieren. Nie dachte ich, daß ich diese ehrwürdige Frau (vielleicht einst so schön, wie die Herzogin war) so lieben und ehren würde. — Darauf wurden drei Polonaisen mit Geschmack getanzt. Meine erste tanzt' ich mit der Frau v. d. Reck, die zweite mit der Herzogin, die dritte mit der theuern Herzogin von Sagan. Die Polonaisen hatten ihre schwierigen Touren: man muß zuweilen eine Dame nach der andern fassen; ja unter aufgerichteten Armspforten durchziehen und selber wieder solche Pforten machen. Ich gestehe Dir gern, daß ich mit einigem Vergnügen in mir den versteckten Tänzer ertappte.

An keinem Hofe kann ein so ungezwungner, froher und doch anständiger Ton herrschen, als hier. Meine Furcht vor übermäßiger Weiblichkeit war ganz unnütz. Doch hab' ich mir auch kein Uebermaß im Trinken und Sprechbegeisterung vorzurücken.

Den 9. Um 9 Uhr Abends nach dem Essen lud die Herzogin zu einem Spaziergange durch die Baumgänge auf eine kleine Insel, wo man Mittags vorher gefrühstückt, so gleichgültig ein, als wolle sie nichts verheißten. Als man in den hohen langen Baumgang eintrat, war er von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendroth durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtspringbrunnen und durchsprenkten mit einem aufwärts steigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzuschweben und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam

der Zug in das kleine runde Eiland, wo man, von erleuchteten Bäumen wie von Glanzriesen umzingelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blinkenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseit der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe und, geschieden von ihr, eine weibliche heraus, und sahen erfreut dem Freuen zu, und beide nahmen später selbst von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückweg die ganze Gesellschaft Arm in Arm durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinschaftlichen Abfingen eines deutschen Liedes zog, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahin gegeben hätte; ja wären mir Jüngling so viele Herzen, als Herzkammern bescheert gewesen, ich hätte die übrigen drei herum geboten unter dem Glänzen und Singen. — Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern mit ihren Gehülfen ein himmlisches Stabat mater, und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen neunten Tag des Herbstmonats.“

Bis zum 17. Sept. blieb Jean Paul in Löbichau, dessen Freudenhimmel auch nicht von dem leichtesten Wölkchen getrübt worden war. Er kehrte, nachdem er noch das Erntedankfest der Bauern mit gefeiert, und selbst eine Erntefestpredigt im Kreise der beglückten Gäste und beglückenden Wirthinnen gehalten, über Altenburg (wohin ihn Kammerrath Ludwig begleitet, und wo er in dessen Hause in Gesellschaft von Prof. Messerschmid, Major Schwanenheim und den

Frauen Bierer, Hofmann &c. einen unvergeßlichen Abend erlebte) am 19. Sept. nach Baireuth zurück.

Jean Paul konnte sich (wie er wiederholt versichert hat) nur mit größter Selbstüberwindung zu Geschichtserzählungen von sich und seinen Erlebnissen entschließen; weshalb er ja auch die begonnene „Selberlebensbeschreibung“ wieder beiseite gelegt. Er hat mit der Reise nach Löbichau eine Ausnahme gemacht. Das reizende Blumenstück, das er davon entworfen, zu groß für den Plan dieses Büchleins, findet der Leser im Damenkalender von 1821 und in den S. W. I. Ausg. Bd. 59 und II. Ausg. Bd. 32 mit der Ueberschrift: „Briefblättchen an die Leserinnen des Damen-Taschenbuchs“ &c. Da steht auch o. g. „Erntefestpredigt.“

Nach einem solchen Freudenommer durfte das Jahr mit einigen Schmerzen schließen. In das glückselige Familienleben ward der erste Riß gethan: der Sohn hatte die Bahn des Gymnasiums in Baireuth durchlaufen und mußte zu einer höhern Bildungsanstalt übergehen. Da er sich mit Talent und Eifer auf Philologie geworfen, aber zur Universität noch zu jung war, so wählte der Vater das Lyceum in München als Zwischenstation und vertraute ihn der Leitung und der liebenden Theilnahme von Friedrich Thiersch und Schlichtegroll an.

Nächst dem entführte ihm ein anderes, traurigeres Ereigniß seine Gattin auf mehre Wochen. Ihr Vater, der Geh. Obertribunalrath Maier in Berlin, war gestorben, was ihr eine Reise dorthin zur Pflicht machte. Zum ersten Male mußte Jean Paul deshalb im eignen Haus als Einsiedler leben, hatte aber die Freude, zu sehen, daß von der treuen Mutter ohne sein Wissen seine älteste Tochter bereits zur

„wackern Hausfrau ausgebildet“ worden, deren Kochen und Raufen, Besonnenheit, strenge Aufsicht und Ordnunggeist er nicht genug loben konnte. Die jüngste Tochter aber sollte er in eben der Zeit als „geborene Krankenwärterin“ kennen lernen, da er durch einen Anfall von Gicht einige Zeit im Hause gehalten wurde. Während dessen schrieb er jene erhabenen „Neujahr-betrachtungen ohne Scherz und Traum,“ mit denen er dem wachsenden Geistesdruck entgegenzuwirken hoffte, und die zuerst im Morgenblatt von 1820 erschienen (S. W. II. Ausg. Bd. 32). Danach aber widmete er sich fast ausschließlich dem „Kometen,“ den er indeß nicht ohne Besorgniß über seinen Werth in die Welt schickte. Im Laufe des Jahres 1820 erschien der erste Band und wurde überall aufgenommen, wie Heinrich Voss, an den er das Manuscript geschickt, vorausgesetzt: mit allgemeiner Lust. Ungeschwächt erschien die Kraft des Komischen in dem bejahrten Dichter und nur die Größe der Anlage des Plans erfüllte Viele mit leider! gerechtfertigter Besorgniß über seine Vollendung. Der zweite Band wurde noch 1820 geschrieben und der dritte angefangen.

Im Mai 1821 reiste Jean Paul zu seinem Sohne Max nach München. Das ist das Unvergleichliche an ihm, daß er überall, er mag als Prophet uns strafen, als Dichter uns entzücken, er mag lachen oder weinen, als Freund gegen Freunde, als berühmter Autor gegen jüngre Schriftsteller, als Herr gegen Diener und Arme, als freier Mann gegen Große, als Gatte gegen seine Frau, als Vater gegen die Kinder, überall und allezeit der goldne, reine, hohe, herrliche Mensch ist, den man nur lieben kann und immer mehr lieben muß. Folgen wir dem Vater zum Sohn! Das erste, was er nach der Ankunft in München aussuchte, war natürlich dieser. „Maxen

suchte ich im fünf Treppen hohen Neste vergebens. Ich ging zu Schlichtegrolls, die ich wenigstens als die geistig vorigen wiederfand; und nach ihrer Vermuthung war Max bei ihrem Sohne. In zwei Minuten hing er schluchzend an mir. Sein Körper und Gesicht ist herrlich ausgearbeitet, er ist einen halben Kopf länger als ich, blühend und voller im Gesicht. Er war und blieb immerfort netter und eleganter angezogen als ich, und trägt doch nur die mitgebrachte Kleidung. Seine persönliche Erscheinung erreicht, ja übertrifft seine Briefe, und mein ganzes Vaterherz liebt den reinen, freien, kräftigen, anspruchlosen Jüngling. Als er mit mir von Schlichtegroll nach Hause ging, fragte er: was macht denn die Mutter? aber die Stimme erstickte ihm unter Weinen der Liebe — und diese hat er rein und recht und ohne irrige Verschwendung. Von allem Mitgebrachten hat er nichts angenommen (auch nicht die Uhr), „weil er nichts brauche.“ Auch den Stollen brachte er mir heute, nachdem er davon unter seine zwei armen Mit-häuslinge ausgetheilt, zurück, weil er dachte, ich wollte davon.“

Außer dem Sohn bot ihm übrigens München nur wenig bewegende Freude, am wenigsten Entzückungen wie die vorjährigen; denn von den Städten Deutschlands war unbedenklich München diejenige, wo er am meisten Fremdling war. Dazu kam, daß er ungeachtet des von ihm mit gewohnter Sicherheit vorausverkündeten glänzenden Sonnenwetters in München nur Regentage fand, und endlich außerdem noch in Lebensgefahr kam, als ihn der Kutscher auf dem Weg zur Königin nach Nymphenburg auf glatter Straße umwarf. Inzwischen ward er sowohl vom König Maximilian als der Königin Therese mit Auszeichnung empfangen, vom Minister Perchenfeld zu seinem „Männer=Abend“ eingeladen, wo er u. A.

Cornelius sah; einen unvergeßlichen Abend dankte er dem Kapellmeister Stung und seinem Stabat mater, sowie dessen Frau und Schwägerin, deren Gesang ihn nach Italien trug; in Renata Otto fand er eine seiner ältesten Jugendfreundinnen wieder, die der angenehmen Erinnerung die gemüthlichsten Farben zu geben wußte; besonders werth aber war ihm der Verein bedeutender Gelehrten, Thiersch, Schlichtegroll, Niethammer, Melin, Bahrdt zc. und vor Allen der von ihm hochgeachtete Sömmerring. Auch steht in der Reihe seiner Münchner Freuden das kleine Quartierchen am Marthor bei der Familie Gail, mit Abendsonne und allem was ein bürgerliches Haushalten mit herzlicher Gefälligkeit und Zuvorkommenheit einem geehrten „Zimmerherrn“ bieten mochte.

Eine Einladung nach den nahen Alpen, die ihm wie „versteinerte Gewitterwolken,“ wie „ein Park nur für die Phantasie“ von München aus erschienen, selbst nach dem noch nähern Schliersee hatte für Jean Paul auffallender Weise nicht Anziehungskraft genug; nur zu einem Ausflug nach Starenberg brachte er's doch; die dringende Aufforderung, eine Stelle in der Akademie (mit 1000 bis 1500 fl. Gehalt) anzunehmen und nach München zu ziehen, scheiterte bei ihm an der Vorstellung der Störungen, denen er in den dasigen Verhältnissen ausgesetzt sein würde, und an dem Anblick der „abscheulichen Gegend von München,“ das im Allgemeinen einen unbefriedigenden Eindruck auf ihn gemacht und einen schlechten zurückgelassen.